

Bernd Marin

Der Standard, 7. Mai 2007

Lernen von Ashdod?

Wer oder was oder wo, bitte, ist Ashdod? Ashdod liegt 40 km südlich von Tel Aviv und nördlich von Gaza, von der Größe Graz' oder Salzburgs, Einwohneranteil „mit Migrationshintergrund“ ein Drittel seit 1989, etwas höher als Wien. Überwiegend eine Einwandererstadt, wie Wien - außer, das es diese Realität illusionslos und streitfrei anerkennt. Und stimmig danach handelt.

Von Ashdod kann man lernen, wie Integration unter schwierigen Bedingungen funktioniert. „Good absorption“ braucht gutes Wohnen, Beschäftigung, Ausbildung und soziale Einbindung – unter (oft schmerzlicher) Respektierung der Herkunftskulturen. Obwohl man ohne Hebräisch wirklich kaum Karriere machen kann sind die (selbstverständlich kostenlosen) Ulpan-Sprachkurse nicht länger verpflichtend und der großzügige „Aufnahmekorb“ an Rechten, Geld- und Dienstleistungen nicht mehr an Sprachkurse, -Kenntnisse oder gar –Prüfungen gebunden. Die Folge: 70% anfängliche Beteiligung, 25% Drop-outs, macht nur 52% Hebräischkursteilnahme.

Viele Einwanderer lernen später oder nie, sie sprechen daher – zur Scham ihrer Kinder und Enkel, aber sonst ohne Probleme - seit bis zu 50 Jahren nur deutsch, ukrainisch, rumänisch, spanisch, arabisch, französisch, englisch, farsi, amhari, ladino, mandarin oder ungarisch – oder sind mit israelischen Pässen wieder in der Diaspora. Einwanderer kommen aus über 100 Ländern aus allen Kontinenten, Kulturen und Religionen, in dutzenden Sprachen.

„Wir lieben die Einwanderung nur, weil wir sie brauchen, aber wir lieben nicht die Einwanderer“ bekennt der sich längst als einheimischer „Veteran“ fühlende Zuwanderer aus Marokko freiherzig. „Warum,

zum Teufel, kriegen die Einwanderer so viel und wir so wenig?“, an Wohnungskrediten, Services, Aufmerksamkeit und Zuwendung, ist auch in Israel Stammtischgespräch.

Warum können Zuwanderer bis zu 10 Jahre lang (Äthiopier gar 15) in der sozialen Hängematte verwöhnter „Olim“ verharren, öffentlich alimentiert leben, beruflich umlernen, in Thoraschulen oder sonst wo studieren statt zu arbeiten, allein in Ashdod 42 gesellige Vereine der „St. Peterburger“, „Kiever“, „Marsailler“ oder „Weltkriegsveteranen“ subventioniert unterhalten und von gemeindeunterstützten 35 NGOs umsorgt werden, je nach Tradition fast ungehindert patriarchale Paschas spielen oder exzessiv Wodka saufen, ganze Stadviertel mit „Russendiscos“ und Clubs überziehen und in „little Odessa“ verwandeln?

Dabei sind diese Zuwanderer des kleinen Judenstaats zu hunderttausenden gar keine Juden, sondern Atheisten, orthodoxe oder andere Christen, die auch keine Juden werden wollen, während „Sabres“, geborene Israelis, Juden und Araber, sich für schäbige Löhne bei hoher Arbeitslosigkeit und harten Arbeitsbedingungen ohne großzügige Sozialleistungen abrackern müssen, hohe Steuern, Abgaben und Schuldendienste zahlen, nicht zuletzt für Zuwanderer, die im Lande noch nichts leisten konnten und vielleicht nie etwas leisten oder nicht einmal bleiben werden?

Und doch: eine kleine Provinzstadt wie Ashdod kann 75.000 Zuwanderer integrieren, 4.000 arbeitslose „russische“ Musiker beschäftigen, den Großteil völlig mittellose Einwanderer zu Hausbesitzern (statt Hausbesetzern) machen, die Arbeitslosigkeit der Zuwanderer deutlich unter dem nationalen Durchschnitt halten – und 37% der Zuwanderer nach einem und 89% nach sieben Jahren ihren Qualifikationen und Erfahrungen entsprechend beschäftigen. Wie das auch ohne Wunderrabbiner funktioniert, davon demnächst.